

DIE AUFHEBUNG DES KÖRPERS DURCH DIE SCHRIFT. ÜBER DEN BRIEFSCHREIBER ERASMUS VON ROTTERDAM

Abstract

In the development of media from the Middle Ages to the Renaissance the cultural awareness of presence turns into construction of bodily absence. The codified simulation of communication through writing and printing provides the conditions for desexualized and simplified communication. Erasmus' letter writing makes this attempt to see the self as object particularly clear.

Das Mittelalter ist eine Kultur der Anwesenheit, realer wie symbolisierter. In Bezug auf den jeweiligen Wahrheitswert wird hier kein Unterschied gemacht. Symptomatisch im Brief, im Schreiben, kehrt sich das Verhältnis mit zunehmender Technisierung der verfügbaren Medien um. Für das medial reflektierte Selbst erhält – vor allem schriftliche – Kommunikation einen anderen Stellenwert. Schreiben im Zeitalter der beweglichen Lettern errichtet ein kommunikatives Netz der Abwesenheit des eigentlich Körperlichen. An seine Stelle tritt ein kodifiziertes Simulakrum namens Schrift, ein immer feiner differenziertes Instrumentarium, Kommunikation zu desexualisieren und zu ökonomisieren.

Die Gestaltung eines Briefkörpers, eines lebenden Modells, wie Erasmus fordert,¹ versucht eine visuelle Objektivierung des mündlich sprechenden Abwesenden. Das Schreiben von Briefen inkorporiert die Kommunikate nicht mehr möglich geglaubter Mündlichkeit. Die briefkommunikative Strategie ist zugleich eine Metapher für die Funktionsmöglichkeiten von Schrift. Briefschreiben akzentuiert den wiederum metaphorischen Begriff Schreiben in besonderer Weise. Schrift oder ihre Handlungsform Schreiben sind Metaphern für den Versuch, die kommunikativen Körperfunktionen vom Körper abzulösen, metonymisch also zu verschieben, und für sie eine freiere, "reine", praktikablere, universalere Mitte zum Anderen zu finden, sie zu vermitteln, zu verdichten, zu medialisieren. Die schriftliche Materialisation ist nicht bloßer Konverter, der Sprachformen, Laute, Gestik und Mimik kanalisiert, unverändert weitergibt oder austauscht. Das schriftliche Kommunikat ist um körperliche Nähe bemüht, doch bleibt die Beziehung notwendig metaphorisch. Die Aufhebung ist nicht mehr rückführbar, die kommunikativen Körperfunktionen leben in der Schrift weiter, fügen sich einem System scheinbar reiner, in jedem Fall aber potentiell unendlich vernetzbarer Kommunikativität und dauernder Sinnhaftigkeit. Aus dem Ereignis der Anwesenheit mündlicher Kommunikation wird im Schreiben, im bloßen Schrieb wie im Brief, die Selbst-imagination von Abwesenheit.

Neophilologus 82: 1–9, 1998.

© 1998 Kluwer Academic Publishers. Printed in the Netherlands.

Das Begehren der Seele durch den Brief und seinen Schreiber erfüllt sich nur jenseits des Körpers. Die Briefrhetorik zu Beginn des 16. Jahrhunderts dient der Domestikation (wie bis dahin im Mittelalter) ebenso wie der Befreiung, der Aufhebung des Körpers in dreifacher Funktion: dem Vernichten, dem Bewahren und Emporheben. Der Buchstaben-Ersatz bringt nicht die Wahrheit selbst, sondern nur Meinungen, Umschreibungen, Strategien statt Mitteilungen. Die Zeichen, derer die Korrespondenten bedürfen, um sich der Qualität und Seinsweise ihres jeweiligen Kommunizierens bewußt zu sein, werden gern noch verleugnet oder als Nicht-Zeichen, also negative Potentialitäten ausgegeben. Formale kommunikative Zwänge wie Anrede, Dank und Gruß gehören zu einem ökonomischen Konzept, das Bedeutung (nicht zuletzt sinnliche Erfahrbarkeit) zugunsten von Effizienz und Frequenz auszuschließen versucht. Für den Abwesenden wird ein Schrift- oder eben Briefkörper gefunden, der unter den Bedingungen des anderen Mediums der Schrift, die ja selbst nur Metapher für Textualität ist, mit all den Eigenschaften ausgestattet sein soll, die übersetzt der abwesende Adressat haben müßte. Dieser Ersatz wird überliefert und damit historisch konventionalisiert. Die der Entwicklung des Buchdrucks komplementäre Organisation frequentiv immer höherer postalischer Standards im 16. Jahrhundert löst die universalisierende Funktion des Buches als "exteriorisierte[r] Repräsentation der ganzen (Autoren-) Person"² im Mittelalter ab, zugunsten einer ökonomisierenden Differenzierung (schreib-) kommunikativer Funktionen, deren anpassungsfähiges Medium der Brief ist. Zwar sind durch die verschiedenen Druckverfahren auch Quantitäten und Rezeptionsfrequenzen des Buches in weit höherem Maß verfügbar. Ihr unmittelbares, d.h. eben körperliches Kommunikat setzt sich jedoch in einen nur noch hermeneutisch zu brechenden Code ab. Die Individualität der Briefkörper ist die Physiognomie ihrer Buchstaben, Absätze, Schriftzeichen, Seitenlänge, Papierart, Schriftgröße, etc.

Der Lesevorgang, insbesondere der von Briefen, spiegelt den unmittelbaren Zusammenhang von Schrift und Körperlichkeit wider. Beim Lesen bilden sich Symptome wie Farbsehen oder die Assoziation von Geräuschen zu bestimmten Schriftzeichen, die die poetisch-figurative Qualität der Schrift beschreiben. Lesen löst programmatisch "intensive Synästhesien" aus. Durch und während der Lektüre kommt es zu sich "komplex überlagernden Sinnesempfindungen",³ zu einer Abstraktion der Gefühle, die im Vergleich zur mündlichen Kommunikation in jedem Fall nicht sichtbar ist. Das Ausdrucksinventar von Mimik und Gestik beim mündlichen Gespräch dagegen ist sichtbar und darüber hinaus können Gefühlszustände sich auch materiell darstellen, wie z.B. durch Schweiß oder Tränen. Die artistische Technik des Entzifferns der Schrift verbindet sich mit dem verstehenden Lesen. Der Briefschreiber setzt das Körperpotential der Buchstabenschrift kalkulierend zum – je nach Sprachbewußtsein und -fähigkeit verschieden starken – Nutzen der schrifttechnischen Möglich-

keiten der Textherstellung ein. Sämtliche Merkmale des Briefrahmens zählen zur Körperhülle. Dieser Briefkörper dient der darstellenden Selbstkommunikation, d.h. adressierende Aufschrift und Signatur hängen notwendig von einander an.

Die Metapher des Briefkörpers verdankt sich dem analogischen Denken des Mittelalters, nach dem der Mensch, der menschliche Körper zu allem in der Welt in einem analogen Verhältnis steht, bis hinein ins anatomische Detail. Eine solche Analogie zum Schriftkörper ist allerdings nicht mehr offensichtlich. Die Mündlichkeit als die angenommene konkretere Welt ist in dieser Analogie verborgen und wird an der Oberfläche der Schrift (die nichts als Oberfläche ist), in der Textur signalisiert. Tatsächlich vorhanden ist nur die Schrift. Es handelt sich um eine substitutionelle Analogie: Die unter Maximilian I. frequentiv wie ökonomisch explosiv sich entwickelnde Kanzleiepistolographie entzieht der zuvor allein gültigen identifikatorischen Erfahrung die kommunikativ-funktionale Basis und treibt indirekt den metaphorischen Keil voran. Die taxissche Post sorgt für Verkürzung und Frequenzierung der Übertragungswege, letztlich für eine Extraversion des Zeitgefühls zur Horizontalität, deren lineare Materialisierung der Brieftext darstellt.

Man spricht von einem Briefkopf, weil der Brief die Ordnung des menschlichen Körpers nachahmt. Im geschäftlichen Briefverkehr wird der Briefkopf mit Angaben zu Zeit, Ort und Person oder Institution auf jedem neuen Blatt wiederholt. Erasmus spricht beispielsweise von der "Stirnseite des Briefes" (E 129). Ebenso gibt es Fußtexte, wie z.B. Seitenzahlen, die auf noch folgende Blätter verweisen. Auch die Symmetrie des menschlichen Körpers wird von den Gruß- und Abschiedsformeln nachgebildet. H. Weinrich hat im Zusammenhang mit Humboldts Abhandlung *Über den Dualis* gezeigt, wie die duale Symmetrie des menschlichen Körpers lexikalische und grammatische Entsprechungen hat und die "meisten paarigen Körperteile, insbesondere die sichtbaren unter ihnen, Kommunikationsorgane sind".⁴ Der Brief stellt ein imaginiertes sprachliches Koordinatensystem an die Stelle eines naiven. Jeder Brief (-Körper) ließe sich darin ausmessen. Der Briefkörper kann natürlich nur grobe, umrißhafte Formen haben (nämlich die makrostrukturellen des Briefrahmens); die Metapher drängt aber auch weiter: Syntax, Lexik, kommunikative Strategien konstituieren den Briefkörper oder arbeiten mit ihm.

Das Schreiben von Briefen fungiert seit Erasmus als mnemotechnisches Verfahren. Der Briefschreiber ist in der Regel (d.h. von sich aus) immer dazu angehalten, "seinen Text so leibnahe wie möglich"⁵ zu konzipieren. Dabei ist zu bedenken, daß die mediale Qualität der Schrift eine Art Körper-Typologie des Briefes nicht konsequent zuläßt. Der Briefkörper ist die (sinnliche) Erscheinungsform der Sprache als Schrift. Der sprachformende Geist des Menschen darf nach Erasmus, "obwohl er in den hiesigen Dunst der Körperwelt abgesunken ist, dennoch seine

Herkunft nicht vergessen" (E 105). Er bezieht sich dabei auf Platon, der "Gesicht, Gehör, Geruch und dergleichen" als Begrenzung des Menschlichen gegenüber der Reinheit des Äthers ansieht.⁶ In der hier schon implizierten Feststellung, daß der "Geist dem Leib überlegen" (E 119) sei, vollzieht Erasmus in seiner Anleitung zum richtigen Briefschreiben den Prozeß der Aufhebung in der Schrift auch reflexiv.

Die Personalisierung von Buch und Brief im Mittelalter als Kompensation der Abwesenheit des Körpers ist die eines klar definierten Anderen. Die Stellvertreterrolle dient nicht der Reflexion und Selbstexplikation. Erst als durch die beweglichen Lettern zur Öffentlichkeit hin und die entwickelte Postalität Maß und Takt unmittelbar zu verteilender Kommunikate zur Verfügung stehen, wird aus der verselbständigten Abschrift (des Buches, des Briefes) die kommunikative Funktion der Adressierung, die sich wiederum und zwar ausdrücklich dreiteilt: Adressierung, Selbst- und schließlich Überadressierung. Der Verweischarakter kommunikativer Schriftlichkeit im Mittelalter ist dokumentarisch, nicht selbst kommunikabel.

Der Versuch des Briefautors Erasmus, Präsenz zu erzeugen, inszeniert die eigene gegenwärtige Körperlichkeit. Technisierung und Medialisierung erzeugen eine andere Strukturiertheit von Zeit. Die neu erfahrene Dauer dessen, was zuvor sauber in Unmittelbarkeit und deren Symbolisierung geschieden war, verlangt nun nach adäquater Distribution, nach den Strategien einer (schriftlichen) Beziehungsökonomie. Der Anschein von Mündlichkeit fungiert nurmehr als elaborierter Akt schriftlicher Selbstkommunikation. Wenn Montaigne zu Beginn seines Essays "Von dem Nützlichen und Ehrbaren" behauptet: "Ich rede mit dem Papier, wie ich mit jedem, der mir begegnet, rede."⁷ gibt das scheinbar sprechende Subjekt dem Briefftext zunächst die Form, die bereits die des Selbst ist, "um aus der schriftlichen Fixiertheit und Prägnanz des Textes selbst wieder Stabilität zu beziehen".⁸ Das Schreiben des Briefes hat zuallererst die Funktion, das (vermeintliche und so gemeinte) Selbst zu formieren. Es ist Mittel der Selbsterkenntnis und zugleich Selbstbeherrschung. Die Funktionen, die dem Briefschreiben zugemessen werden, wie Porträt, Spiegel, Körper, Freund, Vater, Kind, etc., sind auch die Rollen, die von den am Briefwechsel Beteiligten als Träger eines einander einspinnenden Netzes von Strategien eingenommen werden.

Am 4. Februar 1497 schreibt Erasmus an Johannes Mombaert auf die Bitte um einen Brief: "Ich bin eben erst von einer Krankheit genesen, noch nicht ganz auf dem Damm, und habe mehr zu tun denn je. Sonst würde ich Dich mit so vielen, wortreichen Episteln überschütten, daß Du genug kriegtest, auch wenn Du in Briefen schlemmtest, so wie ich, für den alle Freundschaftsbriefe in der Regel zu kurz sind".⁹ Erasmus ist hungrig nach Briefen. Sie bedeuten für ihn Machtinstrumente ebenso wie Selbstzeugnisse, Materialisationen nicht gelebten Lebens in einer vagen Öffentlichkeit, die der Buchdruck immer mehr zu differenzieren beginnt. Briefe sind für ihn

Körperersatz. Er läßt seine als anfällig erfahrene Konstitution schreiben. Das sinnlich defizitäre Selbst erhält seine Gestalt in der schriftlich kommunizierten Reflexion. Der Makel der Herkunft aus einem zölibatären Verhältnis wird internalisiert und fordert lebenslange, reproduktive Reparation. Dem entspricht auch sein alle Schreibhandlungen ökonomisierendes Denken. Das Bewußtsein der Körperlichkeit drängt sich immer wieder nach vorn, bis "zur Eitelkeit", wie Walter Köhler in seiner Einleitung zur deutschen Auswahl der Briefe bemerkt: "Erasmus liebt es, porträtiert zu werden, und ist darauf bedacht, seine feinen, gepflegten Hände, die der vom Bischof von St. Andrews geschenkte Ring zierte, zu zeigen, aber den Kopf trägt er symbolhaft nie frei, denn sein steil abfallendes Hinterhaupt ist häßlich" (B XIV).

Devotion als Denkweise und (Körper-) Haltung erscheint symbolisiert in seiner epistolographischen Forderung nach Einfachheit und Reinheit. Das eigene wie das Schreiben seiner Korrespondenten hatte dieser Hygiene zu gehorchen; das stilistische Gebot dient der körperlichen Domestikation. Erasmus, der sehr zeitig begann, die eigenen Briefe zu sammeln, um sie dann in großem Umfang selbst herauszugeben, kamen mit dem Buchdruck die Möglichkeiten technisch versierter, typographischer Reinheit entgegen. Briefe waren für Erasmus kein unveränderliches Gut, kein historisches Dokument, sondern wurden immer unter dem Aspekt ihrer jeweiligen rhetorisch-kommunikativen Funktion gesehen. Entsprechend bedurfte es für ihn keiner besonderen Rechtfertigung, einmal Geschriebenes später auch wieder zu verändern.

Er lehrt sich selbst und versetzt die Ziele seines Handelns außerhalb jeglicher Kalkulation. Die Idee eines Körper-Selbst, dem die Erfahrung kontinuierlicher Entwicklung noch versagt sein muß, verschriftete Zustellbarkeit aber verspricht, regiert die Erasmische Postalität. Der Druck verschafft der Schrift, die Dauer leisten soll, nicht zusätzliche, sondern übergeordnete, aufhebende Dauer. Das Briefschreiben des Erasmus ist auf Druck-öffentlichkeit hin projiziert. Er weiß um die flüchtig verbrauchende Dauer seiner (Schrift-) Produktion. Die kommunikative Funktion, Körperlichkeit durch Schrift zu ersetzen, wird zu diesem Zeitpunkt neu terminiert, frequentisiert und damit ökonomisiert. Das in Schriftlichkeit materialisierte Selbst spiegelt die aus diesem Vorgang, also unter diesem "Druck" hervorgehenden Deformationen sinnenhafter Eindeutigkeit wider. Die Projektion läßt Erasmus den Ersatzkörper Schrift über die aktuellen, vor allem frequentiven Grenzen hinaus haltbar erscheinen. Der Brief- oder Schriftkörper verspricht Reinheit, entgegen tatsächlicher Körperlichkeit Reinheit auch gegenüber der Bastardisierung der Texte durch fortwährend variierendes Ab- und Umschreiben.

Kann der Andere mehr geliebt werden als die eigenen Augen (B 1) – noch vor der eigenen Seele? Die Augen des achtzehnjährigen Erasmus, dessen Freuden-Tränen in einem nächsten Brief an den gleichen Adressaten

Servatius Roger kanalisiert werden, verneinen dies: “der reichliche Tränenguß, mit dem ich Deinen Brief netzte” (B 4). Tinte und Tränen vermengen sich und der Körpersaft erzwingt sogleich einen ersten brieftheoretischen Anlauf: “Wo wir nun einmal mündlich keinen Austausch pflegen können, tröstet mich der Brief; er zeigt mich Dir aus der Ferne, er verbindet mich mit dem fernen Servatius” (B 4). Die Augen, die der Schreiber sonst für sich liebt, sehen nichts, wenn er schreibt. Die Hohlformen bildende Wahrnehmung des Sehens tritt zugunsten der Schrift zurück, indem dem Adressaten postalisch die Materialisation echter Körperlichkeit (rhetorisch) imaginiert wird.

Im Briefcorpus des Erasmus verschriftlicht sich Körperlichkeit in (mindestens) zweifacher Hinsicht: Entfaltung und Codierung eines sinnlich faßbaren Selbst als indirekt intentionaler Schreibetrieb des Humanisten vergegenwärtigen sich sowohl in der Empfänglichkeit und kommunikativen Funktionalität des Briefschreibens, als auch im bloßen Bericht über den körperlichen Zustand, über die Nierenkrankheit und andere Leiden. Der epochale Schwellencharakter seines (Brief-) Schreibens verdeutlicht sich in dieser introspektiven Haltung gegenüber dem eigenen “Körperchen”, die dieses oft “selbst” sprechen läßt, die noch häufig von der Ich-Rede in die dritte Person wechselt. Doch dieser Erasmus, der dann in Erasmus’ Briefen namentlich auftritt, ist nicht mehr der nur Andere, das beseelte Abbild. Dieser Erasmus wird als ein Abwesender gesprochen, d.h. nicht über ihn, sondern anstelle seiner Körperlichkeit. Der Entwurf, die Idee, das von aller Krankheit und Mißgunst rein geschriebene Selbst ist der Protagonist der Briefinszenierung und das keineswegs nur schwach und leicht verletzlich: in einem Verteidigungsbrief an die Franziskaner warnt Erasmus davor, ihn trotz seines Alters nicht zu unterschätzen: “Einen Stock habe ich niemals angerührt, ich gehe festen Schrittes und rasch, meine Hände zittern weniger als bei manchem Jüngling. Mein Steinleiden mildert sich beständig” (B 484). Im selben Atemzug, in dem er Paracelsus auf dessen Vorschläge für Therapien antwortet, bekennt er dieses Selbst als ein schriftliches, gar als ein gedrucktes: “Den Froben hast Du zum Leben zurückgerufen – das bin ich zur Hälfte” (B 392). Und wie paßt dazu, daß Froben, wie zumindest Erasmus nach dem Tod seines Freundes und Leib-Druckers schreibt, “in seinem ganzen Leben niemals krank war” (B 416).

Das Schreiben ist Diagnose und – wenn auch nicht Heilung – so doch Linderung zugleich. “Die Drüsen unterhalb der Ohren sind beiderseitig geschwollen, die Schläfen klopfen, beide Ohren sausen” (B 85). Das eigene Erleben der Leiden erhält Dauer, ihre erzählerische Suggestivierung enthebt sie momentaner Jämmerlichkeit hinauf in den posteritären Diskurs, aus dem Körpergrab heraus. Das Haus, in dem der junge Erasmus aufwächst, “war aber so morsch und ungesund, daß es kaum zum Ochsenstall getaugt hätte, geschweige für ein so zartes Körperchen” (B 151) wie das seine. Er, der sich zur Wissenschaft geboren sieht, sieht den zarten Körper und den feinbe-

saiteten Geist in notwendiger Abhängigkeit voneinander. “Derartige Körper, lehren die Ärzte, vertragen durchaus keine Kälte, keinen Wind und Nebel und leiden noch eher unter einem Luftzug als unter zur Unzeit genommenen Speisen” (B 153). Seinen Geist vermag Erasmus zu überwinden, mehrfach wie wir wissen: *concedo nulli*, “seinen Körper kann niemand nach seinem Willen formen” (B 155). Vor ihm ist er zeitlebens auf der Flucht, genauso wie er ihm andauernd nachspürt, ihn auskundschaftet, um die Resultate sogleich zu postalisieren. Als ihm nach dem Genuß von Stockfisch übel wird, wie er in einem langen Brief an Beatus Rhenanus berichtet, verabschiedet er sich aus der momentanen Gesellschaft, geht auf den Abtritt und entleert seinen Darm. “Und da ich im Magen noch keine Erleichterung spüre, stecke ich den Finger in den Mund, einmal und noch einmal, da kommt der rohe Fisch heraus, sonst nichts”. Die detaillierte Schilderung der Beschwerden zieht sich noch über mehrere Seiten, bis zum Verdacht, es sei die Pest. “Jene Schwellung in der linken Leistengegend war nachgerade größer geworden, aber ohne Schmerz, freilich hatte ich große Angst. Denn es setzte sich bei mir der Verdacht fest (ich hoffte, es wäre ein Irrtum), ich hätte mir das Übel durch eine Ansteckung durch mein Pferd zugezogen. Denn ich habe immer wieder die Fliegen, die auf dem Geschwür saßen, mit bloßer Hand fortgescheucht; dann habe ich zufällig diese Körperstellen beim Urinieren oder beim Ablegen der Unterkleidung berührt” (B 217 f.). Nach all diesen Schrecknissen bricht die Schilderung abrupt ab. Die Begründung, die Erasmus nun für seine Genesung anführt, bezeugt in ihrer Lapidarität den inszenierten Effekt dieses Schreibens: “Wenn es Pest war, so habe ich sie durch Energie, Nichtbeachten und seelische Stärke vertrieben” (B 218). Der Aufwand an anatomischer Akribie, mit dem er die kommunikative Funktion der Abwesenheit zu kompensieren sucht, bleibt nicht allein auf ihn selbst beschränkt. Ulrich von Hutten erhält zum Beispiel eine solch ausführliche – und das bedeutet: enzyklopädische – Schilderung von Thomas Morus (B 249–257).

Mit zunehmendem Alter werden die Berichte über die Qualen des “Körperchens” durch die Nierensteine drastischer. Nachdem er sich durch viel verdünnten Wein etwas Ruhe verschafft hatte, schreibt Erasmus im Oktober 1526, wie er “oben an der Eichel” etwas spürte, “wie man es als Knabe, vom Wind durchweht, zu bekommen pflegt: die sogenannte ‘kalte Pisse’. [. . .] Ich rieb den Bauch unterhalb des Nabels mit Kamillenöl ein – das pflegt zu helfen – und spürte weiter nichts. [. . .] Kaum war ich eingeschlafen, so mußte ich Urin lassen, in eigenartigem Drang, sehr lange, immer wieder, nicht ohne Schmerzen – die empfand ich jedoch nicht in den Därmen, wo sie sonst am heftigsten zu sein pflegen, sondern in der Blase und in den Muskeln des Penis. Ich merkte, wie eine große Menge Steine und allerlei kleines Zeugs mit dem Urin herauskam, unter Verletzung der Schleimhäute. Das geschah in der Nacht mehr als zehnmal, doch ohne Magenschmerzen. Leider habe ich diesen Urin nicht aufbewahrt. Den vom

Morgen bewahrte ich auf, er war wie Milch mit Steinstückchen darunter, gipsig” (B 384 f.). Auch hier geht der Bericht noch mit vielerlei Einzelheiten weiter, um zu dem Schluß zu kommen, daß dieses Leiden ja sowieso schon zwanzigjährige Gewohnheit sei und gerade neue Druckbogen sich zwischen weitere Ausführungen drängten. Fast könnte man sagen, der Bericht erfolge um seiner selbst willen. Doch ist das nur die halbe Wahrheit. Direktive wie selbstbezügliche Adressierung ergänzen einander. In der detaillierten Schilderung des Briefes setzt sich Erasmus als wissenschaftlicher Beobachter seiner selbst in Szene, dem unter seiner Tätigkeit die erlebten Schmerzen im wörtlichen Sinne Gegenstand der Beschreibung, der Verschriftung werden. Die Erkenntnis, die bleibt, die er sich erschrieben hat, ist bei alledem gleichermaßen realistisch wie stolz: “mein Körperchen ist eine Individualität, und mein Leiden unbekannt” (B 493).

“Ich fordere keine Geschmeide, lehne aber gleichzeitig Lumpen ab. Ich verlange keine Löckchen, nur eine gepflegte Erscheinung. Mit Schminke darfst du zurückhaltend sein, doch trachte ja, Schmutz fernzuhalten” (E 21). Das von Erasmus aufgestellte Stilideal ist die Beschreibung einer Maskerade. Ihre Notwendigkeit ist für ihn offensichtlich, allein die Ausstaffierung bedarf seiner Meinung nach der Zurückhaltung, der (ökonomischen) Kürze, der Reinheit. Das (immer) maskierte Schreiben konstituiert eine kommunikative Materialisation, die sich dem Anderen und zugleich sich selbst vorspielt. Die selbstkommunikative Funktion dieser Maskierung weiß sich gleichwohl auch schon hinter der Maske. Damit hört sie eigentlich auf, Maske zu sein. Was sie nach außen hin aufrechterhält, ist die Fixierung der Selbstmaskierung in der Schrift, im Brief. Er soll “das Kleid wechseln können und, wie ein Polyp sich jeder Bodenform anpaßt, sich der Form jedes beliebigen Inhalts und der übrigen Umstände anpassen” (E 39).

Erasmus paßt die Briefform der Inszenierung seiner Körperflucht an. Er weiß, daß der Prozeß dieser Verschriftung, dieser inskribierenden Selbstexplikation, also letztlich der Aufhebung des Körpers den Tod adressiert, daher dieses Vorgehen der Posterität platonischen Geistes überantwortet wird. “Was ist weniger Mensch als Menschenleichnam? Denn der Leib ist nun gar nicht Leib, sondern ein Grab [. . .]. Denn wenn die Entfernung der Seele vom Körper Sterben heißt, die Philosophie aber den Geist von körperhaften, schwerfälligen Dingen entfernt und zu ewigen, nur der Erkenntnis zugänglichen Dingen hinführt, beginnt der Geist erst dann zu leben, wenn er diesem Grab entkommt” (E 99).

Universität Gesamthochschule Essen
Fachbereich 3 –
Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft
45117 Essen

GUIDO GRAF

Anmerkungen

Schriftliche Fassung eines Vortrags auf der Tagung “Gedächtnis-Repäsentation-Aufführung” am Kulturwissenschaftlichen Institut NRW in Essen, 10.–12.11.1993.

1. Desiderius Erasmus von Rotterdam (1980) “De Conscribendis Epistolis / Anleitung zum Briefschreiben” [Ausw.], in: Werner Welzig (ed.) (1968–1980) Desiderius Erasmus von Rotterdam *Ausgewählte Schriften*, Bd. 8, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 159 (Im folgenden mit der Sigle E zitiert).

2. Wenzel, Horst (1988) “Partizipation und Mimesis. Die Lesbarkeit der Körper am Hof und in der höfischen Literatur”, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (ed.) (1988) *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, p. 183.

3. Rommel, Bettina (1988) “Psychophysiologie der Buchstaben”, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (ed.) (1988) *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, p. 311.

4. Weinrich, Harald (1988) “Über Sprache, Leib und Gedächtnis”, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (ed.) (1988) *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, p. 84.

5. Weinrich (1988), p. 92.

6. Platon, *Phaidon* (111 B).

7. Montaigne, Michel de (1992), *Essais*. Bd. 2, Zürich: Diogenes, p. 743.

8. Pfeiffer, Helmut (1988), “Melancholie des Schreibens. Girolamo Cardano und seine *De vita propria*”, in: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (ed.) (1988) *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, p. 223 f.

9. Erasmus von Rotterdam (1947), *Briefe*. Wiesbaden: Diederich, p. 18 (Im folgenden mit der Sigle B zitiert).